

Heimat im Grenzland

Heimatkundliche Blätter der „Grenzzeitung“ aus den Grenzreisen Stolp, Schlawe, Bülow und Rummelsburg

Folge 14

Sonntag/Sonntag, 12./13. Juni 1937

1. Jahrgang

Sage, Landschaft, Mensch in Ostpommern

Vom hartherzigen Priester zu Dünnow und anderen Dingen / Von Dr. Karl Paetow

Wenn wir aus der großen Zahl der pommerschen Sagen einige Erzählungen herausgreifen, so geschieht das in dem Glauben, daß sich in den Sagen eines Landes Ursprung, Schicksal und Eigenart der Landschaft sowie seiner Bewohner oft tiefer zu spiegeln vermögen, als in rein historischen Darstellungen; denn Sagen sind Wirklichkeit in einem höheren Sinne. Es soll also versucht werden, den Mythos des pommerschen Landes aus den uralten Mären aufzubauen*).

Die Sonne

Die Sonne ist auch heute noch ein Gegenstand großer Verehrung. In Dammern und ebenso in vielen andern Dörfern sagt man nicht: De Sinn geht under. Denn dann antwortet sie: Brenn du in Schwäwel un Tunder. Man sagt vielmehr: Dat Sünnte geht to God. Darauf erwidert sie: Geh du to Gottes Gnad.

Am Sonnabend scheint sie immer, damit die Jungfrau Maria ihre Windeln trocknen kann.

Am Ostermorgen erscheint sie hüpfend über dem Horizont und zeigt in ihrer Scheibe das Lamm. In Stojentin wollten viele Leute bemerkt haben, wie die Sonne am Ostermorgen springt. Man nennt das das Osterlammpringen.

Der Revesol

„In Hinterpommern liegt ein Berg. Zu dem fliegt alle tausend Jahr ein Vögelein und weht sein Schnäbelein, und wenn der ganze Berg abgeweht ist, dann ist erst eine Sekunde der Ewigkeit verlossen.“

Vielleicht bezieht sich dieser Ausdruck des weisen Hirtensbüchleins aus Grimms Märchen auf unseren schönsten Berg, der zwischen Garder See und Leba-See sich erhebt und die wichtigste Landmarke der ostpommerschen Küste darstellt.

Die verzauberten Steine

Bei Lupow befindet sich an der Chaussee ein Stein, der unter dem Namen „Pracher“ dort allgemein bekannt ist. Das soll ein versteinertes Edelmann sein. Man erzählt, er habe sein Hab und Gut durchgebracht, und, von seinem Schlosse vertrieben, habe er in die Welt hinausziehen und betteln (prachern) müssen. Da, wo der Stein steht, sei er vor Hunger umgestürzt und gestorben und darauf in einen Stein verwandelt. Seine Frau und Kinder sind noch eine halbe Meile weitergegangen, dann sind auch sie vor Hunger ge-
Verzauberte Bäume

Auf der Feldmark von Gohren steht in der Nähe eines Feldweges von Gohren nach Reikow eine etwa 25 Fuß hohe Linde. Die ältesten Leute des Dorfes können sich nicht besinnen, daß dieser Baum größer geworden ist. Wie man erzählt, wächst er deshalb nicht, weil er früher ein-

storben und in Steine verwandelt. Die Steine sind nachher aufgerichtet worden, mal verzaubert worden ist.

Von Zwergen

In früherer Zeit hielten sich bei einem Bauern in Wollin „Unterirdschlis“ auf, kleine, graue Männlein mit langen Bärten. Des Nachts kamen sie in die Ställe, fütterten die Pferde und striegelten und putzten sie aufs Beste. Zuletzt schaukelten sie sich in der Mähne. Die Knechte haben sie mitunter beobachtet. Sie pflegten aber nicht alle Pferde, sondern nur ganz bestimmte. Diese waren leicht an der verzottelten und verworrenen Mähne und an dem guten Aussehen erkennlich.

Von Riesen

Einst hausten im Lebamoor wilde Leute, die Riesen waren und Hünen hießen. Sie waren Heiden und taten deshalb den christlichen Bewohnern des Landes großen Schaden. Ein Bauer aus dem Vorwerk Koliesnik, der seinen Acker pflügte, soll einst von ihnen angegriffen worden sein; er hat sich jedoch durch schleunige Flucht gerettet. Unter den Angreifern befand sich ein Weib, dessen Brüste so groß waren, daß es sie über die Schultern zurückschlagen konnte.

Die Hünen waren arge Räuber und hatten ihren Schlupfwinkel besonders in dem Räuberberg bei Darso. Den Vornehmsten unter ihnen wurden Gräber erbaut, das sind die sogenannten Hünenbrinke. Zwei solcher großen Hügelgräber lagen bei Gohren an dem Wege zum Lebamoor.

Zuletzt wurden die Riesen in einem großen Kriege, der in diesen Gegenden wütete, vertilgt. Andere sagen, daß sie durch einen großen Brand gezwungen wurden, das Moor zu verlassen.

Der Drache im Lebamoor

Vor langen Jahren hat im Lebamoor ein gewaltiger Lindwurm gehaust, der die Straßen unsicher machte und die Bewohner auf beiden Seiten des Moores ängstigte und plagte. Fährlich mußte ihm ein junges Mädchen als Opfer dargebracht werden. Auf der linken Seite des Koliesnikbaches, auf der Feldmark des Dorfes Groß-Podel, liegt dort, wo die Koliesnik in das Lebatall eintritt, ein etwa 50 Meter hoher Berg, der Große Mocker. Diesen stieg der Lindwurm hinauf, wenn er seine Einfälle in das Land machen wollte, und noch jetzt wächst der Steig, den das Ungeheuer dabei austrat, nie zu, während der Boden zu beiden Seiten des Berges mit niedrigem Heidekraut bedeckt ist. Andere erzählen allerdings, der Steig wachse deshalb nicht zu, weil darauf der Teufel seine Großmutter heruntergeführt habe.

Nun herrschten damals im Lebamoor die sieben Moorkönige, wilde Gesellen, die niemandem gehorchen wollten.

Sie wohnten zum Teil auf der Stolper, zum Teil auf der Dauenburger Seite des Moores. Auf ihrem Gebiet richtete der Lindwurm besonders großen Schaden an. Sie hatten ein großes Heer. Einst hatte sich einer ihrer Husaren mit Namen George — damals trugen die Husaren noch Lanzen — eines schweren Vergehens schuldig gemacht. Die Könige hielten Rat und beschlossen, ihm das Leben zu schenken, wenn er das Land von dem Ungeheuer befreie. Der Husar, ein furchtloser Held, reitet aus, um den Schlupfwinkel des Lindwurms zu erspähen. Auf dem Großen Mocker soll er mit ihm gekämpft und ihn dann den erwähnten Steig hinuntergeworfen haben.

Eine andere Ueberlieferung läßt ihn bei Darso das schlafende Ungeheuer antreffen. Mit der Lanze stößt er ihm in den offenen Schlund. Der vom Schlaf emporgeschreckte Lindwurm sprüht Feuer aus seinem Rachen, schlägt mit dem Schwanz um sich und zerbricht dem Pferde das Kreuz. Der Husar spaltet ihm jedoch mit dem Schwerte den Schädel und flieht, von dem verwundeten Untier noch verfolgt, bis es sterbend zusammenbricht. Es wird hinzugefügt, daß der Husar das Moor in Brand gesteckt habe, um den Lindwurm daraus hervorzulocken; andere sagen, der Lindwurm selbst habe durch seinen glühenden Atem das Feuer veranlaßt.

Der Vampyr

Im gleichen Lande hat es sich vor nicht gar zu langer Zeit zugetragen, daß zuweisen Kinder mit einer ganz feinen Kopfbedeckung wie ein zartes Mädchen auf die Welt gekommen sind. Das werden sehr gefährliche Menschen, wenn sie gestorben und begraben sind. Man muß ihnen daher das Mädchen abnehmen, es trocknen und sorgfältig aufbewahren. Bevor die Mutter nach ihren Sechswochen zur Kirche und zum Opfer geht, muß sie es verbrennen, daß es zu Pulver gerieben werden kann, und dieses Pulver muß sie dann mit Muttermilch dem Kinde eingeben.

Stirbt nämlich ein solcher mit der Mücke geborener Mensch, bevor er auf diese Weise die Mücke selbst wieder aufgefressen hat, so entsteht daraus das schrecklichste Unglück. Er richtet sich im Grabe wieder auf und verzehrt zuerst alles Fleisch von seinen eigenen Händen und Füßen samt dem Sterbehemd, das er mit in den Sarg bekommen hat. Dann steigt er aus dem Grabe heraus und verzehrt nun die Lebenden. Zuerst sterben seine nächsten Anverwandten, darauf die entfernteren, einer nach dem andern. Wenn er keine Verwandtschaft mehr hat, dann macht er sich an die Kirchenglocken in seinem Dorfe, die läutet er des Nachts, und nun muß alles sterben, so weit der Schall der Glocken reicht, jung und alt, groß und klein. Gegen dieses Elend gibt es alsdann nur ein Mittel: man muß den Toten wieder aufgraben und ihm mit einem

* Zusammengestellt nach Knoop mit Anmerkungen vom Verf.

Kirchhofspaten den Kopf abstechen. Dann hört die Gefräßigkeit auf.

Wilde Jagd.

Im Tale bei der Budower Mühle, besonders nahe am Mühlenteich, soll früher die Wilde Jagd gehaust haben. Unter derselben stellen sich abergläubische Leute den Teufel vor, der mit seinen Gefellen auf verschiedenen wilden Tieren dahinreitet. Als die gebräuchlichsten Reittiere werden Ziegenbock und Eber, auch Hasen und Schlangen genannt, und es ist eine Eigentümlichkeit dieser Tiere, daß sie gewöhnlich lahm sind. Auch glaubt man, daß der Wilde Jäger seine Jagden nur in Laubwäldern abhält, und zwar zur Frühlings- und Herbstzeit, wenn die Zugvögel kommen und gehen.

Die Leute glauben sich nun dadurch vor der Wilden Jagd schützen zu können, indem sie sich ein Mal machen und darin ein Kreuz zeichnen. Dann kann sie ihnen nichts antun. Läßt sich aber jemand aus dem Male locken, so wird er von den Geistern zu Tode geritten.

Viele sind auch der Meinung, daß beim Herumziehen des Wilden Jägers günstige Gelegenheit sei, die Geister zu beschwören.

Vom Ursprung der Küstenbewohner

In den meisten Fischerdörfern der ostpommerschen Küste erzählt man sich noch heute, daß die Vorfahren vor grauer Zeit über das Meer gekommen seien. Zuweilen sollen sie auf drei Schiffen von Schweden, ein andermal auf Eisschollen herübergetrieben worden sein. In Salesterstrand wissen die Bewohner von dem Ursprung noch heute zu melden, daß einmal drei Fischer, die beim Eisfischen in Schweden auf einer Scholle abgetrieben wurden, an der pommerschen Küste hier glücklich gelandet sind. Sie gründeten das Fischerdorf Salesterstrand, das vor 150 Jahren abgedrohen und mehr landeinwärts neu gebaut werden mußte.

Der Ritter Krummel in Dünnow

In dem Dorfe Dünnow lebte zu katholischen Zeiten ein Edelmann, namens Sunter Krummel. Er war sehr reich, denn es gehörten ihm die Güter Lindow, Muddel und Horst. Er war auch gottesfürchtig und brav und konnte nicht leiden, daß jemandem Unrecht geschah. Dabei war er aber schrecklich heftig und jähzornig.

Zu derselben Zeit amtierte an der Kirche zu Dünnow ein geiziger und hartherziger Pfaffe. Eines Tages trug es sich nun zu, daß der Sunter, als er durch das Dorf ging, eine alte Frau neben der Kirche am Turme sitzen sah. Die Frau sah sehr ärmlich aus, sie hatte nicht einmal Schuhe an den Füßen, und weinte bittere Tränen. Der Sunter fragte sie, warum sie weine und was ihr fehle, und sie erzählte ihm darauf, daß der Pfaffe ihr nicht die Beichte hören wolle, wenn sie ihm nicht eine Stiege Eier bringe; sie sei eine arme Frau und habe nur vier Eier aufbringen können, die habe sie dem Pfaffe gebracht, der aber nicht damit zufrieden gewesen, sondern sie von der Beichte und aus der Kirche gewiesen habe.

Ueber solchen Bericht wurde der Sunter Krummel sehr erzürnt. Er begab sich sofort in die Kirche zu dem Pfaffen und befohl ihm, schleunigst die arme Frau zur Beichte zu lassen. Der erwiderte ihm aber, in der Kirche habe der Sunter nichts zu befehlen, und er wies ihn mit spöttischen Worten hinaus. Da geriet der Edelmann in schrecklichen Zorn, zog sein Schwert heraus und schrie dem Pfaffen zu: „Hast du kein Erbarmen, so soll es für dich auch keines geben!“ Damit stieß er ihm das Schwert ins Herz, so daß er sogleich tot hinfiel und das Blut ihm aus der Brust floß. Das soll aber so schwarz gewesen sein wie der

100 Jahre Tuchstadt Falkenburg

Poststempel: Falkenburg, Stadt der guten Tuche / Wille zum Wiederaufbau

Es ist jetzt gerade ein Jahrhundert vergangen, seit in der ostpommerschen Stadt Falkenburg sich die Dampfmaschine auch die solange mit der Hand betriebenen Einzelgerätschaften der Tuchherstellung untertänig machte, woraus sich Falkenburgs Tuchindustrie entwickelte.

Als Falkenburg im September 1833 sein sechshundertjähriges Bestehen feierte, wurde auch der Tuchherstellung als des wichtigsten, Jahrhunderte alten Erwerbszweiges fleißiger Falkenburger Bürgerfamilien gedacht. Zwei Männer, der inzwischen verstorbene pommersche Heimatforscher Professor van Niesse und der langjährige Falkenburger Bürgermeister Brandt, haben in ihren heimatkundlichen Forschungen sich mit diesen Dingen befaßt.

Im Jahre 1837 sprach der Falkenburger Färbereibesitzer Ludwig Ferdinand Klatt in Berlin bei der Regierung vor, um deren Hilfe für eine grundlegende Fortentwicklung seines Wirtschaftsbetriebes zu erbitten. Die Regierung hatte Interesse für den Vorschlag und war auch zur Vergabe einer damals noch kostspieligen Dampfmaschine und zur Gewährung weiterer Vergünstigungen bereit, jedoch verlangte sie auch Entgegenkommen seitens der Falkenburger Gewerke. Wie damals vielfach anzutreffen, träubten sich die Gewerke gegen derartige Neuerungen, so daß sich die Verhandlungen erst einmal zerschlugen.

Aber Klatt ließ nicht locker. Er erbot sich endlich, auf eigene Rechnung alles das auszuführen, was die kurzfristigen Vorkämpfer der Gewerke abgelehnt hatten; er verpflichtete sich, aus eigenen Mitteln eine Spinnerei zu bauen und sie den Tuchmachern der ganzen Provinz Pommern obendrein zur Verfügung zu stellen. Dieser weitschauende Wagemut eines einzelnen Mannes hatte Erfolg. Schon im Jahre 1845 konnte der damalige Landrat des Kreises Dramburg bei einer Rückfrage feststellen, daß in diesem Jahre für 113 085 Taler Preußisch Kurant Tuche in Falken-

burg angefertigt würden; es könne sich dieser Erwerbszweig für Stadt und Kreis noch wesentlich einträglicher gestalten, wenn man Klatt freie Hand in der weiteren Durchorganisierung der Einzelbetriebe ließe, deren Zusammenwirken eine bessere Bearbeitung der Rohstoffe und damit des Gesamterzeugnisses gewährleisten würde.

In langen Kämpfen setzte Klatt sich auch hier durch. Auch Rückschläge blieben nicht aus. Als er jedoch 1885 die Augen für immer schloß, sah er noch das Morgenrot einer Zeit, die man mit Recht die Blüte der Falkenburger Tuchmacherei genannt hat. Kurz nach der Gründung des Bismarckreiches werden in Falkenburg bereits neun Tuchfabriken gezählt; eine im Auftrage der preussischen Regierung im Jahre 1877 vorgenommene Betriebserhebung besagt, daß diese Fabriken insgesamt nicht weniger als 271 000 Meter Tuche bester Güteklasse in jedem Jahre anfertigen können.

Einmal noch — es war im Jahre 1862 — wurde der Falkenburger Tuchmachereinnung die goldene Brücke der Verständigung gebaut, die sie ein Vierteljahrhundert vorher nicht beschreiten wollte. Aber nun forderte sie selber das, was ihr früher geboten worden und nicht genug gewesen war. Hierfür erhielt sie jetzt jedoch die Quittung, die solcher Eigennutz verdient. Klatt war nun im Tode noch einmal gerechtfertigt.

Der Versailler Vertrag und seine Folgen, die auch der Falkenburger Tuchindustrie ganz erheblichen Schaden zufügten, ließ auch das Klattische Lebenswerk ein Opfer jener Unglückszeiten werden. Wenn heute jedoch die Stadt in ihrem Reichspoststempel das Wort „Falkenburg, die Stadt der guten Tuche“ führt, so wollen wir darin den festen Willen zum Wiederaufbau im Dritten Reiche sehen — dankbar erinnern sollen wir uns aber auch jener Gründungszeit, die jetzt um hundert Jahre zurückliegt.

schwarze Priesterrock, den er am Leibe trug.

Wie das geschehen war, wurde der Sunter sehr betrübt und fragte, wie er die große Sünde, die er begangen, von sich abwaschen könne. Die Geistlichen, die damals im Land viel zu sagen hatten, legten ihm darauf eine doppelte Buße auf. Zuerst sollte er barfuß in die Fremde gehen und alle Kirchen besuchen, an die er unterwegs komme; und als er zurückkehrte, verlangten sie von ihm, daß er all sein Gut der Kirche übergebe. Die letztere wurde aber von dem Herzog Bogislav anders vermittelt, so daß der Sunter nur das Gut Horst und seinen Wald der Kirche schenken mußte. Das andere behielt er für sich; aber er starb vor Gram bald darauf.

Nächtliche Trauung in der Kirche zu Rowe

Es war in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in einer stürmischen Herbstnacht um 12 Uhr, da steuerte ein fremdes Schiff dem Dorfe Rowe zu, so nahe es nur an den Strand kommen konnte. Dann wurde ein Boot ausgelegt, in das fünf Personen stiegen, vier männliche und eine weibliche. An Land angekommen, gingen sie zu der Kapelle, die sich damals in Rowe befand. Die Tür war nicht verschlossen, und so traten sie ungehindert ein. Die Altartischen wurden angestrichelt. Nachdem sie die Mäntel abgelegt hatten, konnte man sehen, daß sich ein Brautpaar unter

ihnen befand. Der Bräutigam faßte die etwa 18 Jahre zählende Braut bei der Hand, holte dann einen Revolver aus der Brusttasche und fragte den einen der Männer, ob er die Trauung vollziehen wolle oder nicht. Der angeredete erwiderte: „Meinerwegen. Ich wasche meine Hände in Unschuld.“ Dann zog er den Talar an, betrat den Altar und hielt eine Traureden. Die beiden anderen Männer unterschrieben dann eine Urkunde. Nachdem die ganze Trauung ordnungsmäßig vollzogen war, erstach der Bräutigam den Pastor, der noch am Altar sein Gebet vorrichtete.

Nachdem die übrigen sich wieder in ihre Mäntel gehüllt hatten, wickelten sie auch den noch röchelnden Geistlichen in seinen Mantel, trugen ihn ins Boot und fuhren dem Schiffe zu. Unterwegs warfen sie den Toten ins Wasser und überließen ihn den Wellen. Nachdem sie ihr Schiff wieder bestiegen hatten, segelten sie fort.

Von wo das Schiff gekommen war und wohin es sich wandte, weiß niemand; es wird aber erzählt, es sei ein schwedisches Schiff gewesen, und der Bräutigam soll ein schwedischer General gewesen sein, der die junge Braut entführt hatte. Der Geistliche, der die Trauung vollzog, soll der Schiffsprediger gewesen sein, und die beiden anderen Männer waren hochgestellte Persönlichkeiten.

Stolp im Siebenjährigen Kriege

Altenmäßige Darstellung von Dr. K. Schuppins / 1. Die Zeit der russischen Raubzüge

Ein Fuhrhalter Rutscher aus Stolp, der zum Einkauf von Futter ausgefahren war, wurde auf offener Straße bei Mahnwitz sein bestes Pferd genommen. Weitere Ausschreitungen waren nicht zu melden. Etwa um die gleiche Zeit — die Akten liegen hierüber nicht vor — erließ der Brigadier Krasnotschotoff aus Konitz ein Ausschreiben auf 4000 Stein Heu zu je 36 Pfund und 3500 Scheffel Hafer, die in Stadt, Kreis und Amt Stolp sowie im Amt Schmollin zusammengebracht werden sollten. Es wurde nun im Magistrat angeregt, zusammen mit dem Kreis, der die Herren v. Bandemer-Reiz und v. Zizewiz-Zizewiz vorschlug, eine Deputation an Kr. abgehen zu lassen; die Meinungen waren sehr geteilt, indem einige Ratsmitglieder fürchteten, daß eine solche Deputation nur einen Aufschub in der Lieferung und damit womöglich schwere Nachteile mit sich bringen würde; schließlich einigte man sich wie üblich auf der mittleren Linie, entsandte den Senator Lübbete zu der geplanten Abordnung und veranlaßte gleichzeitig, daß diese Abordnung 800 Stein Heu und 790 Scheffel Hafer mitnahm. Am 14. Januar ging die Gesandtschaft ab, am 23. kehrte sie mit einem sehr befriedigenden Bericht zurück: Kr. hatte sie gnädig empfangen und die Lieferung sofort auf 1000 Stein Heu und 1000 Scheffel Hafer herabgesetzt (wir werden noch mehrfach sehen, daß die Russen ihre Anforderungen von vornherein möglichst hoch ansetzten, aber offensichtlich nie volle Erfüllung erwarteten und meist mit einem bescheidenen Bruchteil zufrieden waren). Es blieb noch eine kleine Restlieferung, an die Kr. nach einigen Tagen brieflich erinnerte: „Wohl Edle und Wohlweise Herren! Es scheint, als haben Sie ganz vor mir vergessen, drum muß ich Sie nur erinnern, daß Sie Ihrem Versprechen nachkommen, und die mit Ihnen verabredete Fournage je ehr, je lieber herüber schaffen. In Ansehung dessen, was ich Ihnen von meiner Anforderung nachgelassen, werden Sie umb so vielmehr sich bemühen, das Veraccordirte herüber zu bringen, damit aber ein jeder, so wohl auf dem Kreise, als auch Amte und Eigenthum daß seinige hierzu beytrage, so werden Sie belieben diesen Brief an die Dertter hinzuschicken. Ich verspreche Ihnen allen Schutz und Sicherheit und bin, Wohlgedle und Wohlweise Herren, dero freundwilliger Kr.“ — Während noch die Verhandlungen mit Kr. im Gange waren, erhielt der Kreislandrat v. Puttkamer ein Schreiben des Majors Georg v. Szezy aus Friedland, der mit der Aufbringung von Fournage aus Pommeren beauftragt war und jetzt die Bürgermeister und anderen Behörden seines Bezirks zu einer Besprechung zu sich lud. Wegen dieser Forderung fand am 1. Februar eine Magistratsitzung statt, in der beschlossen wurde, dem Major v. S. zu schreiben, daß der Bürgermeister seit 4 Monaten krank und nicht reisefähig sei, daß wegen der völlig fehlenden Vorräte bereits Krasnotschotoff seine Ansprüche habe herabsetzen müssen und daß auch jetzt schwerlich etwas geliefert werden könne. Die Akten über die weitere Entwicklung sind schon während des Krieges verlorengegangen, so daß Stadtschreiber Götzler „bei Inordnungbringung der Russischen Akten“ im Jahre 1763 den Tatbestand aus dem Gedächtnis dahin anzuzeigen mußte, daß zuerst der der polnischen Sprache mächtige Bürger Erdmann nach Friedland bringen sollte,

daß aber dann auf einen neuen Magistratsbeschuß hin der Kaufmann Joh. Fr. Rach geschickt wurde. R. reiste am 4. Februar ab und kam am 5. Februar nach Kummelsburg; dort traf er verschiedene, ebenfalls auf der Fahrt nach Friedland begriffene Bürgermeister, erfuhr aber zugleich, daß von Krasnotschotoff ein Schreiben des Inhalts ergangen sei, daß Lieferungen nach Friedland nicht mehr nötig seien, weil General Tottleben selbst nach Konitz kommen würde. Er entschloß sich also kurz, den ursprünglichen Plan aufzugeben und selbst nach Konitz zu gehen in der Hoffnung, dort seiner Stadt irgendwie Nutzen bringen zu können. Gleich nach der Ankunft suchte er Tottlebens Adjutanten v. Brinken auf, der die Ankunft des Generals für den nächsten Tag in Aussicht stellte und ihm einen Kosaken überließ, um einen erklärenden Brief an Major v. S. nach Friedland zu bringen. Um von vornherein eine günstige Stimmung zu schaffen, schickte Rach an v. Brinken 1/2 Unter Wein, an „die anderen Herren“ Gänse, Schinken u. dgl.

Am 9. 2. traf dann General v. Tottleben in Konitz ein, von dem jetzt über Jahr und Tag das Wohl und Wehe der Stadt Stolp abhängen sollte. Um sich überall einzuführen, erließ er eine gedruckte Bekanntmachung an die Pommerischen Grenzkreise hauptsächlich folgenden Inhalts: weil trotz aller Befehle immer noch unbefugte Streifereien stattfinden, auch Marodeure, als Kosaken verkleidete Juden und allerhand liederliches Gesindel viele Excesse begehen, habe ich einige Regimenter in die Grenzkreise einrücken lassen, die alle Einwohner wie wirkliche Untertanen der Kaiserin behandeln werden. Ihr Einmarsch soll als überzeugende Probe von der weltbekannten Gnade und Milde der Kaiserin angesehen werden; es wird deshalb erwartet, daß sich niemand den leichten Ausgaben und Lieferungen, die für die Armee gefordert werden, entzieht. Damit niemand im Zweifel sein könnte, was unter der weltbekannten Milde und leichten Lieferungen zu verstehen war, folgte am nächsten Tage gleich die erste Ausschreibung. Danach sollten Stadt und Kreis Stolp innerhalb eines Monats aufbringen 4000 Scheffel Roggen, 4000 Scheffel Hafer, 4000 Scheffel Gerste, 200 000 Pfd Heu zu je 40 Pfund; außerdem sollte die Ritterschaft alle königlichen Steuern auf ein Jahr im voraus zahlen, die Stadt mit den beiden Aemtern eine Kontribution von 15 000 Thalern aufbringen. Vergebens suchte Rach auf eigene Verantwortung durch eine Bittschrift Linderung der harten Forderungen zu erreichen; er erhielt, soviel wir wissen, nicht einmal eine Antwort und mußte ohne Ergebnis nach Hause zurückkehren; die 24 Thaler, die für seine Reise aufgewendet werden mußten, waren verloren, und nicht einmal der auf den Kreis entfallende Anteil wurde zurückerstattet, da die Kreisasse wegen der fehlenden Einnahmen kein Geld hatte. Gleichzeitig ging auch Tottlebens Versprechen des Einmarsches in Erfüllung. Am 14. Februar mittags bald nach 12 Uhr kam ein Leutnant mit etwa 30 Mann nach Stolp und teilte mit, daß ein Oberst mit etlichen 1000 Mann eintreffen würden, die einquartiert werden müßten. Man wies ihn an das schon vom Frieden her bestehende Billetamt, doch suchte er für seinen Oberst selbst Quartier, und zwar bei dem Kaufmann Hering sen., der während des ganzen Krieges das Glück hatte, die russi-

schen Führer bei ihrem Aufenthalt in Stolp zu beherbergen. In Herings Hause versammelte sich auch der Magistrat, um den bevorstehenden Besuch zu erwarten. Zwischen 6 und 7 Uhr traf dieser — Oberst Podgoritschanin (Schreibweise nach Marschall v. Sulitz; nach eigener Unterschrift, allerdings in offenbar ungewohnten lateinischen Buchstaben Podgoritschanin) — in Stolp ein, versicherte den Magistratsvertretern in Gegenwart des Oberstleutnants v. Zuder und des Kosatenobersten Wassili Bersiloff, daß niemanden etwas zuleide getan werden würde, und bestellte den Magistrat zur Entgegennahme seiner Befehle auf den nächsten Morgen 8 Uhr. Es scheint, als wenn der Magistrat im Hinblick auf die erwähnte Bekanntmachung Tottlebens von Podg. wenigstens erträgliche Bedingungen erwartet hat; um so peinlicher war er überrascht, als ihm am anderen Morgen folgende Befehle übermittelt wurden: 1. Es sind sofort sämtliche vorhandenen Waffen abzuliefern, 2. es sind bei Strafe sofortiger Plünderung innerhalb von 24 Stunden 15 000 Thaler zu zahlen. Vergebens berief sich der Magistrat auf den Befehl Tottlebens, daß diese Summe nicht von der Stadt allein, sondern auch von den beiden Aemtern und auch nicht sofort, sondern innerhalb von vier Wochen aufgebracht werden sollte; er erreichte nichts als die Bereitwilligkeit P.'s, die Summe auf 10 000 Thaler herabzusetzen, wobei P. meinte, er wolle wetten, daß er noch am gleichen Abend bei nur zwei Bürgern der Stadt diese Summe aufreiben würde; wenn das Geld zusammen wäre, sei er bereit, die Bekanntmachung Tottlebens durchzulesen, an T. zu schreiben und „der Stadt Bestes nach Möglichkeit zu befördern“. Es blieb also dem Magistrat nichts anderes übrig als an die Arbeit zu gehen. Die Einschamlung der Waffen machte keine Schwierigkeiten; allerdings waren die Waffenbesitzer insofern schwer enttäuscht, als ihnen erst befohlen war, an jeder Waffe den Namen des Eigentümers anzubringen und nachher die Namenszettel sofort abgerissen und die Gewehre auseinandergenommen wurden. Es kamen im ganzen zusammen 6 Kanonen (davon 3 aus der Waffensammlung des Dr. Dreßow, 2 von der Häderjunk, 1 von den Bädern), 42 Kurzwegere, 20 Kugelbüchsen, 24 Flinten, 41 Paar Pistolen, 248 Degen, 27 Hirschfänger, 5 1/2 Pfund Pulver und 9 Stein 7 Pfund Blei, alles in einem Gesamtwert von 1500 Thalern; insbesondere beklagten die Magistratspersonen den Verlust ihrer Amtsdegen mit silbernen Gefäßen, doch half ihnen kein Bitten, und die kostbaren Waffen mußten ebenso wie die anderen abgeliefert werden. Die ganze Beute wurde auf Wagen geladen und nach Konitz gefahren. Es ist bezeichnend für die russischen Verhältnisse, daß unterwegs 6 Degen und 7 Paar Pistolen „verlorengingen“ und daß der Begleitoffizier des Transports, Leutnant Kyriloff, sich vom Magistrat eine Bescheinigung ausstellen ließ, daß man ihn für den Verlust nicht haftbar machen würde. Sehr viel mehr Schwierigkeiten machte begreiflicherweise die Aufbringung der vorgeschriebenen Geldsumme, die in einzelnen Teilbeträgen von 13 Groschen an eingesammelt werden mußte. Schon am Nachmittag des 16. 2., also nach wenig mehr als 24 Stunden, schickte P. seinen Adjutanten Iwan Michailow Litewitz (nach der Schreibweise der Akten) auf das Rathaus und ließ sich nach dem Stand

der Dinge erkundigen. Als L. erfuhr, daß erst 4760 Thaler zusammen seien, nahm er die beiden Bürgermeister, dazu Kriebel und Blacotomus gleich mit zu seinem Obersten, der sie, ohne ein Wort zu verlieren, auf der Wache in der Stube der Gemeinen einsperren und Dames noch dazu holen ließ. Nach einer Stunde wurden die Gefangenen wieder zu B. geführt, der ihnen unter harten Drohungen aufgab, bis zum anderen Morgen 9 Uhr die vorgeschriebenen 10 000 Thaler zusammenzubringen; auf ihre Bitten und Einwendungen ging er nicht weiter ein und gab ihnen nur die Erlaubnis, zugleich mit dem Geld eine Abordnung an Tottleben zu schicken und um Nachlaß der an der eigentlichen Summe dann noch fehlenden 5000 Thaler zu bitten. Weil keine Aussicht bestand, eine hinreichende Summe ohne Sicherheit für die Geldgeber zusammenzubringen, mußte sich der Magistrat wohl oder übel entschließen, den Ordnungen die Aufnahme einer Anleihe auf die Kammereigüter vorzuschlagen; nachdem Culemann noch versprochen hatte, die Genehmigung einer solchen Anleihe höheren Ortes warm zu befürworten, ging die Geldsammlung flott weiter, und bis zum anderen Morgen waren 9464 Thaler beisammen, von denen Senator Lübbede 2000, Amtmann Hasse in Schmollin 600 gegeben hatten. Von dieser Summe wurden 8089 Thaler zur Kontribution, der Rest zur anderweitigen Verwendung bestimmt, d. h., teils zu Douceurs, teils als eine Art Dispositionsfonds des sehr geldarmen Magistrats. Um den Russen die willkürliche Herabsetzung der Kontributionssumme schmachhaft zu machen, wurde durch „Ordnungen und proceres civitatis“ beschloffen, den maßgebenden Offizieren Douceurs anzubieten, und zwar B. 200, dem Kosakenoberst 150, dem Oberstleutnant 100, dem Adjutanten 70 Thaler. Dies altbewährte Verfahren verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht; die drei Erstgenannten nahmen das Geld dankbar an und versprachen, sich bei Tottleben zugunsten der Stadt zu verwenden; nur der Adjutant lehnte ab: er wolle auch ohne Douceur, das doch nur Seufzergeld sei, sein Möglichstes tun. Er hatte nur die bescheidene Bitte, man möge ihm — für seinen Oberst! — einen Reisezagen verschaffen. Daß er nach etlichen Tagen den Bürgermeister Andraee durch seinen Bedienten wissen ließ, er möge sich des Versprochenen erinnern und dann seine 70 Thaler doch besam, sei hier nur nebenbei zur Kenntnis der Persönlichkeit angemerkt. Nunmehr ergeht Befehl, das Geld in Fässer zu packen; der Magistrat bittet einen Offizier zu kommandieren, dem man das Geld vorzählen könne, doch das wird aus Gründen, die erst später erkennbar werden, abgelehnt; also wird das Geld von Amtmann Zuther und Kaufmann Reichel gezählt und eingepackt. Kriebel, Rach und Zuther gehen mit dem Gelde als Deputation zu Tottleben nach Konik, treffen aber nicht mehr ihn, sondern nur den Major v. Szeky und entschließen sich, eine Bittschrift an L. nach Bromberg zu schicken; als Antwort ergeht de dato Bromberg, 21. 2. (alten Stils?) die Antwort, daß Podg. Befehl habe, die Stadt mit weiterer Kontribution zu verschonen. Daß dieser Befehl nicht wörtlich befolgt wurde, ist nach den bisherigen Erfahrungen mit B. nicht weiter verwunderlich. Am 1. 3. ließ er Andraee zu sich rufen und teilte ihm beikünftig mit, daß an der Kontributionssumme von 8089 Thalern 1000 gefehlt hätten. Dieser Fehlbetrag war aber doch wohl auch für russische Anschauungen zu sehr abgerundet und wurde deshalb 2 Tage später auf 743 Thaler herabgesetzt; gleichzeitig wurde befohlen, diesen Betrag innerhalb von 2 Tagen zu liefern und außerdem die von Amtmann Hasse

Geschichten vom „Nachtmahr“

Das „Nachtsgepenst“ im Spiegel uralter ostpommerscher Ueberlieferungen

Mit „Mohr“ oder „Mahr“ bezeichnet die Volksseele ein Gespenst, das Alpdrücken verursacht. (Alpdrücken ist eine Folge von Magenüberladung und hat Angstgefühle zur Folge, die den Schlafenden quälen.)

Unsere Vorfahren, die sich diese Angstgefühle nicht auf natürliche Weise erklären konnten, und die dazu noch voller Aberglauben waren, meinten, es wären böse Geister, die die Menschen folterten. Alten Menschen, besonders alten Frauen sagte man nach, daß sie die Kraft hätten, beliebige Gestalt anzunehmen. Sie konnten sich in eine Mücke, Fliege, Kacke, Maus, Fledermaus, einen Apfel, einen Ball oder in einen Strohball verwandeln. Diese „Mohr“ setzt sich dann auf ein „Sewerad“ (d. h. Siebrad, Sieb zum Kornsieben) und fährt darauf zu den Menschen, die sie quälen will. Auf ihrer Fahrt durch die Straßen muß sie darauf achten, daß sie von niemand angestoßen wird. Wird sie doch angestoßen, dann muß sie sich sofort wieder in einen Menschen verwandeln, sonst stirbt sie. Ist die „Mohr“ jedoch unangefochten vor der Tür ihres Opfers angekommen, kriecht sie durch das Schlüsselloch und eilt zum Bett. Leise schleicht sie zum Halse des Schlafenden und würgt ihn. Von ihr ist nur ein heller Schein zu sehen. Nur diejenigen Menschen kann sie „mohren“, die im Schlafe auf dem Rücken liegen.

Bevor der Morgen graut, muß die „Mohr“ wieder zu Hause sein. Ist sie vor Sonnenaufgang nicht wieder in ihrer Wohnung, um wieder die Gestalt des Menschen anzunehmen, muß sie sterben. Die „Mohr“ ist machtlos, wenn man vor dem Schlafengehen seine Pantoffel so vor das Bett stellt, daß die Spigen nicht unter das Bett zeigen. Kommt die „Mohr“ nicht in das Bett hinein, bleibt sie die Nacht über unter dem Bett liegen. Man kann sie nur vertreiben, wenn man den Namen des in der „Mohr“ verborgenen Menschen ruft. Dann kommt sie nie wieder. Auch Tiere kann die „Mohr“ quälen, so daß sie nichts mehr fressen und dann eingehen.

Solche „Mohr“-Geschichten gibt es bei uns in Großgarde eine ganze Menge. Einige davon seien hier angeführt.

Zu einem Manne kam fast jeden Abend die „Mohr“ und „mohrte“ ihn. Schließlich beschloß die Frau des Mannes, die „Mohr“ zu vertreiben. Sie wachte in der Nacht am Bett und wartete. Plötzlich war die „Mohr“ wieder da. Die Frau fing nun an ganz laut zu schreien. Aber das half nichts. In ihrer Verzweiflung schrie sie: „Denkst du, ich kenn di nicht? Ja war di up dem Kirchweg dat säge!“ Mit einem Male war die „Mohr“ verschwunden. Es war so, als ob ein schwerer Stein auf den Boden fiel. Von der Zeit an hatte der Mann wieder seine Ruhe.

Die „Mohr“ kam immer zu einer Frau.

Da sie selbst nicht wußte, was sie dagegen tun sollte, fragte sie die Frau des Nachbarn. Diese riet ihr folgendes: Sie sollte, während der Pastor in der Kirche predigte, eine Nachtsacke und ein Hemd nähen und diese Sachen in der Nacht anziehen. Sie folgte diesem Rat. Nachts erschien die „Mohr“ wieder, sie konnte aber der Frau nichts mehr anhaben, sondern mußte sich wieder in einen Menschen verwandeln und am Bett sitzen bleiben. Die Leute ließen sie nicht eher gehen, bis sie versprochen hatte, nicht mehr zu „mohren“. Die Frau war fortan von der „Mohr“ erlöst.

Früher fuhr die „Mohr“ oft auf dem „Sewerad“ durch die Straßen. Sie ließ keinen Menschen durch. Ein alter Mann ging eines Abends auf der Straße. Da hörte er hinter sich ein Klopfen. Als er sich umdrehte, sah er das „Sewerad“. Da er keine Angst hatte, stieß er danach mit dem Fuße. Kaum hatte er es berührt, stand eine schwarze Kacke dicht vor ihm. Da packte den Mann doch die Angst, und er ging schnell nach Hause.

Ein junger Mann aus einem Nachbardorfe besuchte seine Braut in Garde. Als er nach Hause ging, lief ein „Sewerad“ an ihm vorbei. Er stieß es mit dem Fuße an und dachte, er könnte es gut gebrauchen. Aber als er es aufheben wollte, lag plötzlich eine Frau auf der Erde. Sie weinte jämmerlich und bat ihn, er möge sie doch aufheben. Der Mann tat es auch. Da war alles verschwunden. Von der Zeit an hat man die „Mohr“ dort nicht mehr gesehen.

Ein Bauer hatte ein gutes Pferd. Dies wurde in einer Nacht so unruhig, daß es wild um sich schlug. So ging es jetzt Nacht für Nacht. Das Pferd magerte ganz ab. Der Bauer wachte jeden Abend bei seinem Pferd, er konnte jedoch nichts entdecken. Eines Abends wollte er es beruhigen und klopfte ihm den Rücken. Da hielt er einen Strohball in den Hand. Den bog er ganz zusammen und warf ihn auf den Hof. Am anderen Morgen lag dort eine alte Frau mit gebrochenem Bein. Von Stund an hatte das Pferd Ruhe und erholte sich wieder.

Zu der Kuh eines Fischers kam auch die „Mohr“. Die Kuh schwigte fürchtbar, gab von Tag zu Tag weniger Milch und magerte ganz ab. Alle Mittel brachten keine Besserung. Da brachte der Fischer seine Kuh in den Stall des Nachbarn. Dort hatte die „Mohr“ keine Macht und die Kuh erholte sich wieder. Einige Tage später fuhr der Fischer mit seinen beiden Kühen Dung auf das Feld. Als sie auf der Dorfstraße angekommen waren, kam eine alte Frau und ging dicht an der Kuh entlang. Dem Fischer fiel dies auf, und er hielt die Frau fest. Er ließ sie erst wieder los, als sie ihm versprochen hatte, nie wieder zu „mohren“.

Schlag, in dieser unangenehmen Lage es erst noch einmal mit Trinkgeldern zu versuchen. Inzwischen war auch bei den Ordnungen die Erkenntnis gereift, daß es sich hier nicht um sachliche Schwierigkeiten handelte, sondern um Widerstände, die rein in der Person des Adjutanten zu suchen seien, und demgemäß wurde beschloffen, es erst einmal mit 50 Thalern zu versuchen. Wie dieser Versuch verlief, ist so kennzeichnend für russische „Mentalität“, daß eine genauere Schilderung wohl am Platze ist: Strelow steck die 50 Thaler ein, geht zum Adjutanten und bittet ihn noch einmal inständig, bei Tottleben das Beste der Stadt zu vertreten. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für „Heimat im Grenzland“: Heinz Urbo.

erhaltenen 600 Thaler zu erstatten, weil das Amt Schmollin seinerseits 3000 Thaler aufbringen müsse. Mündliche und schriftliche Gegenvorstellungen halfen nichts. Vielmehr ließ B. durch seinen Adjutanten dem Magistrat mitteilen, General Tottleben wolle mit keinerlei Supplicatis oder Papieren mehr behelligt werden, sondern Geld sehen; die 743 + 600 Thaler müßten also unter allen Umständen erstattet werden, und was dann an der festgesetzten Summe von 10 000 Thalern noch fehle, solle das Amt Stolp tragen. In ihrer Ratlosigkeit gingen Dames und Strelow zu Amtmann Zuther und fragten, ob er etwa in der Lage sei, ihnen zu helfen; Z. hatte natürlich kein verfügbares Geld, brachte aber den klugen Vor-